

Die Justiz will Kinderrechte stärken – und nach Trennung das Modell der Doppelresidenz forcieren. Doch es fehlt ein umfassender Blick auf das Kindeswohl, kritisiert Psychologin Gertrude Bogyi.

Das Gespräch führte
Dagmar Weidinger

Seit über 40 Jahren begleitet die Psychologin und Psychotherapeutin Gertrude Bogyi Kinder durch Krisen. Waren ihre kleinen Patienten im Wiener Ambulatorium „Die Boje“ früher vor allem Kinder, die einen Elternteil verloren hatten, kamen in den letzten Jahren zunehmend Scheidungskinder dazu. Justizministerin Alma Zadić äußerte sich letzte Woche im Rahmen der Reihe „Justiz spricht“ zum Thema „Wie wir Kinder und ihre Rechte schützen“. Als einen Baustein zur Verbesserung von Kinderrechten in Österreich nannte die Ministerin die anstehende Novelle im Kindschaftsrecht. Aus diesem Anlass bat die FURCHE Gertrude Bogyi um einen Einblick in die Welt ihrer kleinen Patient(inn)en. 

DIE FURCHE: Frau Bogyi, die Novelle im Kindschaftsrecht könnte u.a. das Modell der Doppelresidenz forcieren, in dem Kinder getrennter Eltern in zwei Haushalten leben. Wie beurteilen Sie als Psychologin dieses Arrangement für Kinder?

Gertrude Bogyi: Dieses Modell ist nichts Neues. Es begann bereits in den 1990er Jahren modern zu werden. Der Pädagoge Helmuth Figdor, der sich intensiv mit Trennungsfamilien befasste, machte sich als einer der Ersten in Österreich dafür stark. Damals konnte man als Entwicklungspsychologin allerdings noch sagen, dass jeder Mensch, also auch ein Kind, ein Heim erster Ordnung braucht. Heute ist das komplett verpönt. Viele meiner Kolleginnen und Kollegen sehen es trotzdem noch so. Ich habe etliche Kinder über all die Jahre kennengelernt, die sagten: Ich weiß nicht, wo ich wirklich zuhause bin.

DIE FURCHE: Pädagoge Helmuth Figdor ist nicht der einzige Experte, der meint, dass Kinder an mehreren Orten gleichermaßen zuhause sein können. Auch Harald Werneck, Psychologe an der Uni Wien, vertritt die Ansicht, dieses Modell würde Kinder schon früh zu Mobilität erziehen. Ist das nicht positiv?

Bogyi: Das sagt sich so leicht, aber die betroffenen Kinder leiden unter dem ständigen Hin- und Her. Kinder, die sich trauen, sagen: Ich wache auf und weiß nicht, wo ich heute bin. Ganz schlimm ist es, wenn die Eltern weit auseinander wohnen, z. B. in Wien und im Burgenland. Dann pendelt das Kind täglich bis zu zwei Stunden in die Schule. Das sind Folgeer-

scheinungen, die Kindern Stress machen. Wir leben ohnehin in einer Zeit, in der Beziehungen immer oberflächlicher werden: Wie geht sich das in Bezug auf Freunde aus? Die Kinder werden ja ständig herausgerissen.

DIE FURCHE: Sie sagen: „Kinder, die sich trauen ...“ Was meinen Sie damit genau?

Bogyi: Viele Kinder stecken so tief im Loyalitätskonflikt zwischen ihren Eltern, dass sie sich selbst gar nicht erlauben, auf ihre eigenen Bedürfnisse zu hören. Sie sagen dann lieber: Ich mag bei beiden gleich viel sein – so müssen sie weder Mama noch Papa wehtun. Wobei die Befragung von Kindern unter 14 Jahren natürlich generell eine schwierige Sache ist.



Foto: Die Boje

DIE FURCHE: Die geplante Novelle sieht vor, dass Kinder zukünftig verstärkt auch bei Gericht Gehör finden. Um dies zu gewährleisten, sollen die sogenannten „Kinderbeistände“ verpflichtend in jedem Verfahren zum Einsatz kommen. Entspricht das Ihrer Ansicht nach dem Kindeswohl?

Bogyi: Prinzipiell ist es gut, wenn ein Kind einen Beistand hat, von dem es über einen längeren Zeitraum begleitet wird. Aber wie in jeder Berufsgruppe gibt es auch hier schwarze Schafe, sprich Kinderbeistände, die manipulieren oder sich von einem Elternteil beeinflussen lassen. Ein Kinderbeistand ist wirklich nur dafür bestellt, die Sicht des Kindes zu vertreten. Kinder dürfen nie den Eindruck bekommen, sich für den einen oder anderen Elternteil entscheiden zu müssen. Wenn ich zu Gutachten beigezogen war, habe ich den Kindern daher immer gesagt: ‚Ich möchte wissen, wie es dir geht, aber entscheiden wird es der Richter oder die Richterin.‘ Das will man mit einem gemeinsamen Obsorge-Automatismus und der Doppelresidenz aber ohnehin abschaffen. Diese Entscheidung braucht man dann nicht mehr.

DIE FURCHE: Macht man es sich hier zu leicht?

Bogyi: Ich denke ja. Die Frage, welches Modell für ein Kind passt – vielleicht sogar die Doppelresidenz –, kann keine Augenblicksentscheidung sein. Momentan erlebe ich aber, dass die dafür nötigen Begutachtungen sehr rasch durchgeführt werden. Um eine solide Entscheidungsgrundlage zu bekommen, müsste man das Kind sowohl mehrmals allein als auch mehrmals in Interaktion mit beiden Eltern sehen. Außerdem bräuchte es – meiner Mei-

„Viele Kinder stecken so tief im Loyalitätskonflikt, dass sie sich nicht erlauben, auf ihre eigenen Bedürfnisse zu hören.“

nung nach – mehr als den Blick auf das Hier und Jetzt. Halbe-halbe ist schwierig, wenn es vorher keine gute Bindung an beide Elternteile gab. So sieht es zumindest die Tiefenpsychologie, aber diese wird leider immer mehr zurückgedrängt.

DIE FURCHE: Welche Faktoren halten Sie für wichtig, damit das



Zweigeteilt

Wenn sich die Eltern trennen, entbrennt oft ein Streit um die Kinder. Ob die aktuelle Novelle im Kindschaftsrecht für mehr Kinderrechte steht, wird in Expertengremien kontroversiell diskutiert.

Modell der Doppelresidenz überhaupt funktionieren kann?

Bogyi: Man muss sich schon klar machen, dass es sich dabei um ein Modell handelt, das mehr die Eltern als die Kinder zufrieden stellt. Bei Kindern müsste man zumindest auf ihre individuelle Persönlichkeitsstruktur und angeborene Temperamentsfaktoren achten. Es gibt flexiblere Kinder und solche, die mehr Struktur brauchen, Kinder mit vielen Ressourcen und labilere. Und es kommt darauf an, wie das erste Bindungsjahr verlaufen ist. Nicht zuletzt spielt das Alter eine große Rolle. Wer viel mit Kindern arbeitet, weiß: Die Doppelresidenz ist immer eine Herausforderung.

DIE FURCHE: Aktuell wird ein Wechselmodell ab einem Alter von drei Jahren diskutiert ...

Bogyi: Das ist meines Erachtens sehr problematisch! Für ein dreijähriges Kind ist der Zeitbegriff noch ein völlig anderer. Eine Woche an einem anderen Ort zu sein, ist eine Unendlichkeit. Wenn man das Wechselmodell in Erwägung zieht, sollte man Alter, Entwicklungsphase und Persönlichkeitsstruktur beachten. Letztlich müssen die Eltern aber vor allem bereit sein, dieses wieder zu ändern, wenn es für ihr Kind nicht passt.

DIE FURCHE: Wie kann das in der Praxis aussehen?

Bogyi: Mir fällt das Beispiel eines sechsjährigen Buben ein, dessen Eltern das Wechselmodell freiwillig wählten. Beide dachten ehrlich, das Beste für ihr Kind zu tun. Er war ein kluges Kerlchen und begann damals gerade voller Freude die Volksschule. Schon nach kurzer Zeit bekam er Schwierigkeiten; die Lehrerin beschrieb ihn als blockiert und „wie weggebeamt“. Daraufhin suchten seine Eltern meine Hilfe. Ich sehe ihn noch heute in meinem Klinikzimmer sitzen, wie er sagte: „Weißt du, ich habe Mama und Papa lieb, aber ich muss immer so viel nachdenken in der Schule. Ich weiß nicht, wo ich heute bin und wo morgen.“ Als das am Tisch war, bat ich seine – zum Glück nicht hochstrittigen – Eltern zum Gespräch. Es kam rasch zur Einigung, dass das Kind in Zukunft hauptsächlich bei der Mama wohnen sollte, die es sich beruflich leichter einteilen konnte. Der Vater sah seinen Sohn aber nach wie vor ganz regelmäßig, jedes zweite Wochenende und an einem Nachmittag die Woche. Außerdem gab es jeden Tag ein Telefonat mit dem Papa. Natürlich war das schmerzhaft für den Vater, aber er stellte das Wohl seines Kindes tatsächlich ins Zentrum seiner Überlegungen. Das ist ein schönes Beispiel, wie es auch gehen kann.



Lesen Sie zur Entwicklung des Themas auch „Kinderfeindliche Scheidungsgesetze“ (2.3.1995) von Nadine Haue auf [furche.at](https://www.furche.at).

